

Keine Eleganz

Wie filmt man ein Konzentrationslager? Der Kameramann Clemens Neuenfels über seine Arbeit für den morgen anlufenden Film „Die Fälscher“ (Foto) SEITE 13



Kein Geheimnisverrat

Das Justizministerium plant ein neues Zeugnisverweigerungsrecht für JournalistInnen. Was folgt noch aus dem Cicero-Urteil des Bundesverfassungsgerichts? SEITE 12



„Ich hatte das Gefühl, mich ständig toppen zu müssen“: Borderline-Journalist Tom Kummer FOTO: SEVERIN WINZENBURG/BLUMENBAR

„Fakten sind langweilig“

Tom Kummer sorgte mit gefälschten Starinterviews für einen Medienkandal. Jetzt hat er eine Autobiografie geschrieben: „Blow up“. Will er sich rehabilitieren?

INTERVIEW JOHANNA SCHMELLER

taz: Herr Kummer, unser Gespräch steht nicht unter guten Vorzeichen. Sie tragen ein T-Shirt, auf dem steht: „I'm probably lying“.

Tom Kummer: Ja, sehen Sie, es gibt mehr Leute wie mich! Diese Shirts werden industriell hergestellt, also muss es auch irgendwo Käufer geben.

In Ihrem Koffer sehe ich diverse SZ-Magazine. Ist Ihre Biografie mehr Deutung oder mehr Rechtfertigung?

Wenn ich meine Geschichte aufschreibe, muss man glauben, es sei eine Rechtfertigung. Doch es ist eben meine Geschichte. Um Rehabilitierung kann es ohnehin nicht gehen, denn dass ich nicht mehr journalistisch arbeiten werde, ist evident. Ich wollte eine Sprache finden, um mit meiner Vergangenheit klarzukommen.

Und? Kommen Sie jetzt klar? Viele haben von mir erwartet, dass ich das Buch direkt nach dem Skandal veröffentlichte. Wenn man ein „Fall“ wird, versucht man üblicherweise sofort, sich zu vermarkten, zu plündern. Ich hatte viele Angebote von Verlagen, habe aber meinen Sound nicht gefunden, war emotional zu angeschlagen. Aber ich wusste auch nicht, ob ich mich später noch einmal diesen Angriffen aussetzen wollen würde. Deshalb habe ich jetzt alles aufgeschrieben.

Kamen die erwarteten Angriffe bereits?

Der Kommentar von Claudius Seidl in der FAZ beispielsweise war anfänglich enttäuschend, doch strategisch ist es völlig normal, dass er sich verteidigt. Eine Schutzhaltung. Das Nachwort, das er zu meinem ersten Buch beigetragen hat, war schockierend gut. Aber dass er nun behauptet, er habe es als Roman verstanden, obwohl das Buch absolut nicht als Roman gekennzeichnet war, sondern als wahre Geschichte – das ist für mich unerklärlich.

Sie beschreiben in Ihrer Autobiografie, wie Ihr Blick übers Bücherregal schweifte und ein Interview nach dem

anderen entstand. Wie entschieden Sie, was zusammenpasste?

Das hat am meisten Spaß gemacht! Als Tom Hanks einen Film rausgebracht hat, durfte ich 30 Minuten zum Einzelinterview. Das Material war unbrauchbar, er redete nur über seinen Film. Ich wusste aber, dass er zeitgleich ein Haus suchte, und das fand ich viel spannender: Wie wählt ein Superstar, der alle Mittel hat, für seine Familie ein Haus aus? Also habe ich ihn „erklären“ lassen, wie ein Kinderzimmer aussehen muss, ein Wohnzimmer, das Kernstück seines Lebens. Und habe Tom Hanks mit einem japanischen Feng-Shui-Experten gekreuzt.

Bald darauf waren Sie bei Ivana Trump angelangt.

Zugegeben, das war der goldene Schuss: Philosophische Sätze, wie man sie anspruchsvoller an keiner Universität hören könnte! Die Redaktion in München spielte mit, erwies sich als Kuratorenteam, ich war ihr Künstler – das war Konzeptjournalismus pur. Meine Interviews wurden immer drastischer. Ich hatte das Gefühl, mich ständig toppen zu müssen, fühlte mich als Aushängeschild, wurde euphorisch. Courtney Love ließ ich sagen: „Minotauern essen die Genitalien des Mondes.“ Wenn man als Redakteur so was liest, würde ich zum Telefon greifen und nach dem Band fragen. Ich fühlte mich, als würde ich Stars repräsentieren. Auf einer Ebene, die ich selbst kreiert hatte.

Wusste Ihre Familie Bescheid?

Meine Frau hat mich kennengelernt als einen, der die Berliner Mauer anzündet. Sie wusste, dass ich über Grenzen gehe, um Selbsterfahrungen zu machen. Bei den Interviews hätte sie sicher gefunden, dass man damit transparenter hätte umgehen müssen. Aber sie hat mitbekommen, auf welches Echo meine Arbeit stieß. Das musste man einfach weitergenießen.

Was ist Ihre Definition von Borderline-Journalismus?

Am Anfang steht eine akribische Recherche. Man muss die reale Lage genau kennen. Die Trump, bekannt als Ehefrau

und Repräsentantin, hat sich zu jener Zeit entschlossen, ein ultrakonservatives Ratgebermagazin für Frauen zu gründen, ganz nach dem Motto: Wie kann ich meinen Mann am besten verführen? Also ließ ich Frau Trump, ein Symbol für den amerikanischen Konservatismus, wie eine Philosophin sprechen. Ich legte ihr Dinge in den Mund, die höchst akademisch klangen. Das ist Borderline.

Andere sprachen von einem journalistischen „Attentat“.

Viele meiner Kollegen waren sauer, weil sich die Geschichten so verdammt gut lasen. Normal, denn sie waren ja konzipiert. Ich war ein Dirigent, konnte annähernd perfekte Geschichten komponieren. Klar, dass der Hohn dann riesig war, als die Wahrheit herauskam – und ebenso der Schock, dass man reingelegt worden war. Ulf Poschardt, von dem die Bemerkung mit dem „Attentat“ stammt, habe ich kennengelernt, als er zwanzig war. Schon damals war spürbar, dass er etwas Neues in den Journalismus bringen wollte. Die Münchner Jungs sind oft nach Berlin gekommen, waren ein bisschen verunsichert. Ich habe sie durch die Stadt geführt. Und ich habe sogar mal ein Interview mit Ulf gemacht.

Ein „echtes“?

Na ja, ein Band war zwar dabei, aber unser Geplauder eignete sich nicht für einen Text. Also habe ich anschließend umgeschrieben. Von Ulf kam ein Dankesfax: „Das hat richtig toll gepoppt!“

Wie ist heute Ihr Verhältnis zu Ihren früheren Tempo-Kollegen?

Ulf Poschardt ist für mich der Ronald Reagan des Journalismus: An ihm blättert alles ab, man kann ihm nichts anhaben. Moritz von Uslar rufe ich manchmal an, wenn ich in Berlin bin, aber das ist recht selten der Fall. Sie sind alle fantastische Schreiber, ich genieße ihre Geschichten und denke oft zurück an diese Aufbruchstimmung im deutschen Journalismus. Das war eine wirklich große Zeit. Mitte der Achtziger und bis in die

Neunziger waren noch finanzielle Mittel da, man ist Risiken eingegangen, hat Geschichten geschrieben über Gummibärchen, über Kalaschnikows oder über Helmut Kohl – alles auf der gleichen Ebene. Das hat Spaß gemacht und ist jetzt einfach vorbei.

Zunächst sollten Sie an der Tempojubiläumsausgabe mitwirken.

Der Chef hat mich persönlich eingeladen. In einer Redaktionsabstimmung wurde dann entschieden, dass ich nicht erwünscht bin. Sonst wären zu viele der anderen Autoren abgesprungen. Mir war bereits von vornherein klar, dass es diesen Widerstand geben würde.

Warum haben Sie überhaupt das Medium Zeitung gewählt und nicht das Medium Literatur?

Die Gelegenheit, für Tempo zu arbeiten, war einfach zu gut. Irgendwann hat mir dann eine innere Stimme gesagt: „Du bist Journalist.“ Vielleicht hätte ich später aus dieser Spur heraustraten sollen; ich wusste ja, dass ich Extreme etwas zu sehr liebe und dass das böse enden kann. Zugleich habe ich aber auch solide Geschichten geliefert, die oft ein positives Echo hervorriefen, manchmal sogar gefeiert wurden.

Hat Sie dieses Spiel gereizt?

Der Journalismus ist so eine heilige Gattung, und gerade bei Interviews erwartet man eine 1:1-Berichterstattung. Obwohl inzwischen wirklich jeder weiß, dass gerade hier oft mit Halbwahrheiten gearbeitet wird. Bei Tempo dagegen konnte man in der Redaktionskonferenz mit den verrücktesten Ideen aufschlagen und hatte gute Chancen, die auch durchzusetzen.

Wogegen dann die Rebellion, von der Sie so oft sprechen?

Gegen die eingleisige, faktenorientierte Haltung vieler Journalisten: Fakten sind langweilig. Ich konnte nicht akzeptieren, dass das Drumherum gar nichts zählt. Dann dieses Hecheln nach der Story, das Klauen, die Konkurrenz – das fand ich total uncool. Als ich im Irak saß, habe ich lieber mit den Fotografen rumgegangen. Die hatten ein viel kollegiales Verhältnis als die Journalisten, die immer schon beim Frühstück nervös fragten, wo man am Abend zuvor war und ob man vielleicht mehr erfahren hätte als sie selbst. Das war so kleinlich!

Wenn Sie morgen beim Frühstück feststellen sollten, dass ein völlig anderer Text in der Zeitung stünde, als das Gespräch, das wir gerade geführt haben ...

Wenn Sie es fälschen? Hm. Ich fand das Gespräch so schön, dass ich es ehrlich schade fände, wenn Sie nicht annähernd irgendwas übernehmen würden.

Sie würden aber nicht meine Chefredakteurin anrufen?

Nein, sicher nicht. Wenn Sie Kreativität zeigen. Aber dann möchte ich, dass es richtig poppt!

DAS IST TOM KUMMER

Geboren: 14. Januar 1963 in Bern, lebt in Los Angeles
Familienstand: Verheiratet, zwei Kinder
Ausbildung: Tennisprofi
Beruf: Autor und Tennistrainer
Karriere: Arbeitete ab 1993 als Hollywood-Korrespondent u. a. für das Magazin der Süddeutschen Zeitung. Veröffentlichte 1996 mit „Good Morning, Los Angeles“ sein erstes Buch über Borderline-Journalismus. Löste 2000 mit gefälschten Starinterviews einen Medienkandal aus.
Heute ist Tom Kummer Tennistrainer im Jonathan Club in L. A.

Wer hat's erfunden?

„Blow up“ heißt die neue Autobiographie von Tom Kummer. Bedeutungen kann das: „Aufblasen“, „hochgehen lassen“ oder „Riesenkraach“. Tatsächlich scheint es, als würde das öffentliche Leben des 44-Jährigen aus diesen drei Schritten bestehen: Fälschen. Aufblähen. Eine Lawine der Empörung losretzen.

Der Schweizer wurde mit gefälschten Gesprächen zum „Bad Guy“ unter den Autoren. In seinem aktuellen Buch beschreibt er nun, wie er den Borderline-Journalismus nach Deutschland holte. Bekanntlich „pimpfte“ Tom Kummer in den Neunzigern serienweise Interviews auf, etwa für das Magazin der Süddeutschen Zeitung und die Berliner Seiten der FAZ. Kummer erfand Texte, Statements, Dialoge und kombinierte sie mit Collage-Elementen aus früheren Gesprächen mit den Stars – die nicht zwingend er selbst geführt hatte.

Der Focus machte im Mai 2000 den Betrug öffentlich.

Es folgte ein publizistischer Orkan, der Ulf Poschardt und Christian Kämmerling aus den Chefesseln des SZ-Magazins fegte, und ein kollektiver Aufschrei der Medien, dem sich kaum einer der genannten Leser entziehen konnte. Von Kollegen, die Kummer zuvor bewundert, gar beneidet hatten, wurde der Schweizer nun als Nestbeschmutzer geschmäht. Seither gibt Kummer Tennisstunden. Zu Recht, versicherte man sich gegenseitig – oder?

Kein Wunder, dass Verunsicherung herrscht, denn eines zeigt die wiederholte „Verfehlung“ nur zu deutlich: Kummer war und ist ein Überzeugungstäter. Das schmerzt die Kollegen, und dass der selbsternannte „Borderline-Journalist“ auf moralischen Belehrungen so gar keinen Wert zu legen scheint, tut ihnen sogar richtig weh.

Tom Kummer betrachtet sich lieber selbst im Spiegel, räsoniert, reflektiert, lässt die Erinnerung an Sharon (Stone) und Gwyneth (Paltrow) vorüberziehen. Von Pamela bis Whitney – Kummer hat sie alle „intim“ gehabt, seine erfundenen Interviews sind niedergeschriebene feuchte Träume eines Journalisten: Nur einmal, ein einziges Mal mit Ivana (Trump) so über Philosophie, ausgerechnet Philosophie reden konnte! Mit diesem Tiefgang! Mit so viel Leidenschaft!

Kummer versteht sich als Konzeptkünstler, nicht als Dienstleister, und so ganz Unrecht hat er damit nicht. Er führt einen ohnehin oberflächlichen und durchkomponierten Medienbetrieb ab absurdum, so sieht er es. Möglich. Sicher bediente der „Fall Kummer“ aber genau jenes voyeuristische Bedürfnis, das auch Hunter S. Thompsons krudes „Angst und Schrecken in Las Vegas“ zum weltweiten Bestseller werden ließ: Der Bildungsbürger hurt nicht, er betrügt nicht, er kidnappt keine arglosen Anhalter und führt sich insbesondere keinen Cocktail aus halluzinogenen Drogen, Medikamenten und bewusstseinsweiternden Dämpfen zu.

Er sieht aber, da aus Überzeugung aufgeschlossen, nicht ungern anderen dabei zu. Und hingucken macht nur Spaß, wenn es die Möglichkeit einer Überraschung, das Risiko des Scheiterns gibt. Allein: Dafür braucht es eben jenen anderen, in Gestalt eines Autors mit – nun ja – Sportsgeist, dessen Lebens- und Arbeitseinstellung auf eine einfache Formel zu reduzieren ist: Es kann klappen. Aber es muss nicht. Tom Kummer hat das verstanden.

JOHANNA SCHMELLER